

(Nachdruck verboten.)

23]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Dieses Mal jedoch hatte Zurgis nicht mehr das schöne Vertrauen wie das erste Mal — und auch keinen Grund mehr dazu. Er war nicht mehr der bestaussehende Mann in der Menge, und die Aufseher beachteten ihn nicht. Er war dünn und abgemagert, seine Kleider waren fadenscheinig, kurz, er sah erbärmlich aus. Und um ihn her standen Hunderte, die wie er aussahen und genau fühlten wie er, — und die monatelang schon in Padingtown um Arbeit bettelten. Es war eine kritische Zeit in Zurgis' Leben, und wenn er ein schwächerer Mann gewesen, er wäre den Weg der anderen gegangen. Die arbeitslosen Leute standen jeden Morgen bei den Packhäusern, bis die Polizisten sie forttrieben; dann trottetten sie in die Trinkhallen. Sehr wenige von ihnen hatten die Energie, sich Zurückweisungen anzusehen, wenn sie versuchten, in die Gebäude zu den Aufsehern zu gelangen. Wenn sie des Morgens keine Arbeit bekamen, blieb ihnen nichts weiter übrig, als den Rest des Tages und die ganze Nacht in den Trinkhallen umherzubbummeln. Davor blieb Zurgis bewahrt, teils weil so angenehmes Wetter war, daß man keine Unterkunft zu suchen brauchte, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil er immer das arme, kleine Gesichtchen seines Weibes vor sich sah. Er mühte Arbeit haben, sagte er, um den Kampf mit der Verzweiflung weiter aufnehmen zu können. Arbeit! Er mußte eine Stelle haben und Geld sparen, ehe der Winter wieder kam.

Aber es gab keine Arbeit für ihn. Er besuchte alle Mitglieder der Gewerkschaft — in aller seiner Not war er im Verband geblieben — und bat um eine Empfehlung. Er ging zu jedem, den er kannte und bat überall um Arbeit. Er wanderte durch die Gebäude, und wenn er überall gewesen war, in jedem Raume, jedem Zimmer, wo er Einlaß fand, dann überlegte er, ob vielleicht doch noch an den ersten Stellen, die er besucht hatte, eine Aussicht für ihn gekommen sein könnte und begann die Kunde von neuem, bis zuletzt der Wächter und die Kontrolleure der Gesellschaften ihn kannten und hinauswiesen. Dann konnte er wieder weiter nichts tun, als sich morgens unter die Menge zu stellen, wenn er es nicht vorzog, heimzugehen und mit Kotrina und dem Baby zu spielen.

Das schrecklichste aber bestand darin, daß Zurgis ganz genau den Grund seiner Mißerfolge erkannte. Früher war er frisch und stark gewesen, da hatte er auch am ersten Tage Arbeit bekommen; jetzt stellte er ein Ding zweiter Güte dar und sie konnten ihn nicht brauchen. Sie wollten nur die Besten — sie hatten ihn aufgebraucht mit ihrer Heberei und Ungültigkeit und nun warfen sie ihn fort! Und Zurgis wurde mit anderen arbeitslosen Männern bekannt, die alle dieselbe Erfahrung gemacht hatten. Einige waren da, die von anderen Orten eingewandert, in anderen Mühlen zermahlen waren; einige, die durch eigene Schuld ihre Arbeit verloren hatten, die z. B. dem schrecklichen Zermahlen nicht ohne Trinken standhalten konnten. Die Mehrzahl aber bestand einfach aus verbrauchten Teufen der großen erbarmungslosen Packmaschine. Dort hatten die Männer gearbeitet und mit der Heberei Schritt gehalten, manche 10 oder 20 Jahre lang, bis sie nicht mehr weiter konnten. Einigen war einfach gesagt, daß sie zu alt wären und ein flinkerer Mann gebraucht würde. Andere hatten durch eine Nachlässigkeit oder Dummheit Grund zur Entlassung gegeben; den meisten aber war es wie Zurgis ergangen. Sie alle waren durch Heberarbeit und schlechte Nahrung schon geschwächt und schließlich durch irgend einen Unfall niedergeworfen worden. Der eine hatte sich verletzt, der andere sich eine Blutvergiftung zugezogen oder irgend sonst ein Unglück gehabt. Kam ein Arbeiter dann zurück, so konnte er seine Stelle nur dann wieder bekommen, wenn der Aufseher die Gnade hatte, ihn wieder aufzunehmen.

Darin gab es keine Ausnahme, außer wenn die Firma für den Unfall verantwortlich gemacht werden konnte. Dann wurde ein geschmeidiger Advokat zu dem Arbeiter geschickt, welcher Herr entweder den Mann bestimmte, seine Ansprüche

niedriger zu stellen, oder, wenn der Arbeiter noch kräftig war, versprach er ihm dauernde Arbeit. Dieses Versprechen wurde pünktlich und ehrlich gehalten — zwei Jahre lang. Zwei Jahre bildeten die gesetzliche Grenze — nachher hatte das Opfer keine Ansprüche mehr. Was nach diesen zwei Jahren aus dem Manne wurde, hing von den Umständen ab. War er einer der geschicktesten Arbeiter, dann hatte er wahrscheinlich so gespart, um auch die schlimme Zeit zu überwinden. Die bestbezahlten Männer, die „Zerpalter“, bekamen 50 Cent die Stunde, das brachte in der eiligen Zeit fünf oder sechs Dollar am Tage, in der flauen Zeit einen oder zwei Dollar. Dabei konnte ein Mann wohl sparen. Aber es gab nur sechs „Zerpalter“ in der Fabrik, und einer derselben hatte zwei- undzwanzig Kinder, welche alle hofften, demaleinst ebenfalls „Zerpalter“ zu werden. Bei einem ungelerten Mann aber, der zehn Dollar resp. fünf Dollar bekam, hing alles von seinem Alter und der Größe seiner Familie ab. Ein Unverheirateter konnte sparen, wenn er nicht krank und durchaus selbstständig war, d. h. wenn er für Ansprüche alter Eltern oder anderer Verwandten so wenig zu haben war wie für die Mitglieder der Gewerkschaft und seine Freunde, selbst wenn sie vor seiner Tür verhungerten.

13.

Während Zurgis nach Arbeit jagte, starb der kleine Kristoforas, eines von Elzbieta's Kindern. Kristoforas war, ebenso wie sein Bruder Juozapas, Krüppel. Dem letzteren war ein Bein abgefahren und Kristoforas litt an einer angeborenen Hüftverrenkung, welche ihm das Gehen unmöglich machte. Er war der jüngste von Elzbieta's Kindern, und vielleicht hatte ihr die Natur mit ihm zeigen wollen, daß Elzbieta genug geboren hätte. Er kränkelte immer, hatte Rhachitis und war mit drei Jahren so klein wie ein einjähriges Kind. Den ganzen Tag krabbelte er in einem schmutzigen Röschchen weinend und jammernd auf dem Fußboden herum und litt immer an Erkältung, weil der Boden so kalt war; seine Nase lief immer. Das alles machte ihn zur Plage der Familie, er war ein rechtes Sorgenkind. Trotzdem liebte ihn seine Mutter mit wunderbarer Hartnäckigkeit gerade am meisten von allen ihren Kindern, verzog ihn auf jede Weise und brach in Tränen aus, wenn sein Jammern Zurgis wütend machte.

Nun war er tot. Vielleicht war die Wurst, welche er am Abend gegessen, durch tuberkulöses Fleisch vergiftet gewesen. Eine Stunde, nachdem das Kind davon gegessen, schrie es vor Schmerzen auf und bekam Krämpfe. Die kleine Kotrina, welche ganz allein bei ihm war, schrie um Hilfe — aber als der Arzt kam, war er schon tot. Außer Elzbieta trauerte niemand um ihn. Die arme Mutter war untrotzlich, und als Zurgis vorschlug, das Kind wegen ihrer eigenen Armut durch die Stadt begraben zu lassen, kam sie fast von Sinnen. Ihr Kind in ein Armengrab! Und ihre Stieftochter stand dabei und hörte das, ohne zu widersprechen! Mußte da Onas Vater sich nicht im Grabe herumdrehen? War es schon dahin gekommen, so war es am Ende besser, alles aufzugeben und die ganze Familie begraben zu lassen. Zuletzt bot Marija zehn Dollar als Beihilfe an, und als Zurgis auch da noch hartnäckig blieb, bettete Elzbieta unter heißen Tränen bei den Nachbarn, und schließlich bekam der kleine Kristoforas eine Messe, einen mit weißen Federn geschmückten Wagon und ein hölzernes Kreuzchen aufs Grab. Die arme Mutter war während mehrerer Monate unzurechnungsfähig; schon ein Blick auf den Fußboden, wo das Kind herumgetroffen war, machte sie weinen. Nie hatte das arme Kind einen frohen Tag gehabt, jammerte sie — von der Geburt an war er zum Unglück bestimmt, der arme kleine Wursche. Hätte sie ihn nur zu dem großen Doktor bringen können, der alle Lahmen heilte; zu dem Manne, dem ein amerikanischer Billionär ein Vermögen gegeben hatte, damit er sein Kind besuchte, das ebenso gelitten wie Kristoforas. Der Arzt hatte, da er einmal in Amerika war, dort kranke Kinder armer Leute umsonst kuriert, ein Edelmut, den alle Zeitungen in den Himmel hoben. Ach! Elzbieta las keine Zeitungen, und niemand erzählte ihr die Sache, als es noch Zeit war, weil das Geld zur Reise damals doch nicht zu erschwingen war.

In düsternen Schatten lag das Leben vor Jurgis, so lange er vergebens nach Arbeit suchte. Es war ihm, als wenn ein wildes Tier irgendwo an seinem Lebenswege kauerte, und er mußte doch vorwärts gehen. Alle guten Plätze in den großen Fabriken von Padington waren besetzt, und mit Entsetzen dachte er daran, vielleicht den schlechtesten annehmen zu müssen. Einen Platz gibt es dort nämlich, auch für den tiefgestunkenen Mann — die Düngerfabrik.

Die Männer redeten nur mit scheuem Geflüster von ihr — nur einer von zehnen hatte es in ihr wirklich versucht, die neun anderen wagten nur, durch die Tür zu gucken. Es gab etwas Schlimmeres als verhungern! Jurgis wurde gefragt, ob er dort arbeiten wolle, und Jurgis überlegte — er überlegte wirklich.

Durfte er irgend eine ihm gebotene Arbeit anschlagen, mochte sie auch so schrecklich sein wie nur eben möglich? Durfte er das bei ihrer Armut, bei den Opfern, die jedes von ihnen brachte? Durfte er weiter das Brot essen, das Ona, schwach und krank, wie sie war, erarbeitet hatte, durfte er das auch jetzt noch, wo ihm Arbeit geboten wurde und ihm nur der Mut fehlte, sie anzunehmen? Er kämpfte mit sich, wollte sich besiegen, und dann ließ ihn in einziger Blick in die Düngerwerke schauernd zurückzusehen! Doch er war ein Mann und wollte seine Pflicht tun; er ging zurück und bewarbd sich. Aber wer wollte ihm verdanken, daß er selbst da nicht auf Erfolg hoffte!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

November.

Herr Priecke ist, wie er mir mitteilte, unter die Jäger gegangen, aber nicht unter die wilden und auch nicht unter die Sonntagsjäger; er bedient sich, wie er weiter meinte, auch keines Schießprügels, sondern eines ganz gewöhnlichen Prügels, denn erstens besitzt er keinen Jagdschein und zweitens kann er das Knallen nicht vertragen. Die Sache hängt wie folgt zusammen: Als Priecke am letzten Sonntag nach seiner Laubenparzelle kam, sah er ein sogenanntes Karnidel auf seinem Gemüsebeet sitzen. Die wenigen Kohlrabi, die noch dastanden, hatte es in den vorausgegangenen Tagen bis zum Wurzelstumpf abgefressen, es machte sich gerade mit der zweiten Garnitur, dem Grünkohl, zu schaffen. Wie Priecke die Parzelle betrat und das Karnidel seiner ansichtig wurde, verlor es, wie man zu sagen pflegt, den Kopf; es rannte im Zickzack von einer Ecke in die andere und konnte in der Aufregung das Loch im Zaun nicht finden, durch das es hereingeschlüpft war. So gelang es denn Priecke schließlich, ihm mit einer langen Latte auf die Schnauze zu hauen, wonach es umfiel, die Beine steif in die Luft streckte und kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Das war die erste Jagdbeute, die Priecke abends zur Freude seiner Frau, die auch was Feines zu würdigen versteht, mit heimbrachte. Er malte mir in glühenden Farben aus, wie großartig der Braten geschmeckt habe; „gerade wie Hühnerbraten“, sagte er, „nur noch zarter“. Mir lief ordentlich das Wasser im Munde zusammen und ich legte mir in dieser Stunde im stillen das Gelöbnis ab, nie im Leben Vegetarier zu werden. Priecke hat nun aus dieser Jagdbeute einen doppelten Nutzen gezogen, nämlich den Braten und das Fell. Letzteres hatte er, trotz seiner dicken Schulterdaumen, die es nach seiner Versicherung mit den Daumen des Köpenicker Räuberhauptmanns aufnehmen können, kunstvoll abgezogen und selbst mit Alaun gerberbt. Er will seiner jüngsten davon eine Pelzstappe für den Sonntagstaat machen lassen.

Mit dem Tod des Kaninchens, wie es im Hochdeutschen heißt, ist aber das Tierleben auf der Prieckeschen Parzelle noch nicht erschöpft. Er meint, sie sei zurzeit der reinste Zoologische Garten, es wimmelte von Ratten und Mäusen. Unter den Ratten hat Herr Priecke schon zwei verschiedene Arten herausgefunden: die große graue Wanderratte, die Anno dazumal aus Amerika zu uns kam, und die olle ehrliebe deutsche Hausratte, mit schwärzlichem Pelz und kleiner von Statur. Die deutsche wird aber durch die erstere mehr und mehr vertrieben. Die Mäuse sollen alle von einer Rasse und gewöhnliche Feldmäuse sein. Der trockene Sommer hat die Vermehrung dieses Bezüchtes kolossal begünstigt, es mästet sich in großen Massen auf den Parzellen an Karotten und Kohlrabis und, wenn nichts anderes mehr da ist, an den Kartoffeln. Aber allen Gemüsen ziehen diese schädlichen Nager das Obst vor. Die späten Äpfel, die am Abend fallen, sind am Morgen sicher bis auf wenige Reste aufgezehrt. Nun kam Herr Priecke jüngst zu mir, um meinen Rat zu hören. Ich mußte ihm indes mitteilen, daß das guter Rat teuer sei. Das beste ist schon, das Wintergemüse so rasch als möglich im häuslichen Keller in Sicherheit zu bringen, zumal es ja auch den Anschein hat, als sei es mit der wunderbaren Herbstwitterung vorüber. Es stehen uns wohl kalte Tage bevor. Ratten und Mäuse sind in ihrer Art ganz schlaue Kerle. © bald ihnen

brauchen mit Garten- und Felderzeugnissen noch der Tisch gedeckt ist, schmelgen sie im Vollen, bringen reiche Vorräte in ihre Böcher ein und lassen Gift, Gift sein. Phosphorpillen, die zwar süß sind aber verdächtig riechen, Strachinweizen und Meerzwiebeln, dies alles wird nur in der Not angenommen. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß man Giftweizen nicht legen darf, wenn man Sühner und Tauben besitzt. Aber auch wenn dieses nicht der Fall ist, soll man solche Gifte nicht ohne weiteres legen, weil man sonst ungewollt die Vergiftung zahlreicher, vielleicht nützlicher Vögel veranlaßt. Ich habe schließlich Priecke geraten, kleine Schlageisen für die Ratten aufzustellen und so gut mit Erde zu bededen, daß nur der Köder heraussteht, zur Vertilgung der Mäuse aber eine automatische Mausefalle anzuschaffen. Beide Fallen werden am besten mit Büchlingsköpfen besetzt, deren verführerischem Dufte die Höllebande so leicht nicht widersteht. Ich erzählte dann Priecke, daß auch auf meinem Grundstück, das von ausgebreiteten Ackerlandereien umgeben ist, die Mäuse und Ratten fürchtbar haufen. Die Mäuse haben mir mindestens einen Zentner Äpfel ruiniert, die Ratten zahlreiche Rüden gefressen. Ihre ideale Wohnung war mein Komposthaufen. Dem idyllischen Leben in ihm habe ich aber ein Ende gemacht. Ich habe neulich, um mir wieder einmal nachhaltige körperliche Bewegung zu verschaffen und gleichzeitig mit dem Schlaraffenleben der genannten Nager auf meinem Grundstück aufzuräumen, den ganzen Komposthaufen umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit mußte mir meine schwarze Hexe, eine sehr blutgierige deutsche Schäferhündin, Gesellschaft leisten. Sie war Feuer und Flamme für diese meine Tätigkeit, denn nach Beendigung der Arbeit hatte sie in knapp einer Stunde zwei riesige Ratten und gegen 40 Feldmäuse abgewürgt.

Die schönen Tage in der Laubenparzelle sind jetzt vorüber und man bringt, wie gesagt, den Ertrag der sommerlichen Arbeit in Sicherheit. Auch von den nicht winterharten Zwiebeln und Knollen und von sonstigen Blumenstöckchen, die man im Frühling ausgesetzt hat, nimmt man alles jetzt heraus, was man dem Winter nicht überantworten möchte. Besonders eilig ist das Herausnehmen der Dahlienknochen. Dahlien sind in allen Laubenkolonien die bevorzugtesten Lieblinge der Kolonisten, als Sommer- und Herbstblüher hoch geschätzt. Nach dem ersten kräftigen Nachtfrost erfrieren Stengel, Blätter und Blüten, nach weiteren Frösten aber auch die Knollen. Deshalb nimmt man sie zeitig heraus, schneidet die Triebe 10 Zentimeter über der Knolle herunter und bringt sie zur Ueberwinterung in den Keller. Hier halten sie sich gegen Frost gesichert gut, während sie in der trockenen Zimmerluft zusammenschrumpfen und verdorren. Frau Priecke hat im Frühling aber auch einige Blumentöpfe von einem Gärtner direkt aus dem Mistbeet weggekauft. Ein paar Fuchsen, die den ganzen Sommer über mit ihren hängenden Blütenglocken läuteten, und einige Belargonien, die wegen des feurigen Rots ihrer Blüten ihr ebenso am Herzen liegen wie die roten Nelken der Parzelle. Die Nelken können draußen bleiben, wenn nicht Gefahr ist, daß sie von den Mäusen abgefressen werden, denn Nelkengrün ist für die Mäuse etwa dasselbe, wie junger Salat für den Menschen. Die Fuchsen, die übrigens auch einige Grade Frost vertragen, und die Belargonien hat Frau Priecke bereits in Töpfe gepflanzt und in die Küche genommen. Sie will die Fuchsen, wenn sie die Blätter verloren haben, in den Keller stellen, die Belargonien aber sollen am Küchenfenster bleiben, dazu hat sie sich für die gute Stube noch einige Alpenveilchen und Primeln angeschafft und daneben noch einige Hyazinthen, deren Zwiebeln sie in die bekannten mit Wasser gefüllten Gläser setzen will. Sie interessiert sich jetzt für die Zimmergärtnerei und er natürlich mit. Als er jüngst bei mir war, sah er ein neues großes Buch auf meinem Tische liegen, in dem er sehr interessiert herumblätterte. Ich sagte ihm, daß dies die jetzt erscheinende 3. Auflage meines Handbuchs der praktischen Zimmergärtnerei sei, das mit mehreren 100 Abbildungen und vielen Tafeln geschmückte Buch aber 9 M. koste. Natürlich meinte er, daß ihm 3 blanke Taler zu viel seien, worauf ich ihm entgegensetzte, daß die Taler durchaus nicht blank zu sein brauchen, die alten und ältesten würden denselben Eindruck machen. Ich habe aber noch ein kleines Buch über das gleiche Gebiet geschrieben, es enthält das wichtigste aus dem großen Werke, ist gleichfalls in neuer Auflage herausgegeben worden und kostet nur 3 M. Dies Buch ist natürlich eher etwas für ihn, und er trug sich denn auch sofort mit dem Gedanken, es Frau Priecke auf den Weihnachtstisch zu legen. Ich sagte ihm noch, daß beide Bücher im Verlag von Paul Parey, Berlin SW.11, erschienen seien und von jeder Buchhandlung geliefert werden können.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, die übrigens Priecke auch schon aufgefallen war, daß in den Wohnungen der Armen die Blumen in der Regel viel besser gedeihen als bei den Reichen. Das beruht auf den ersten Augenblick, denn die Wohnungen der Reichen haben meist eine freiere Lage, große und hohe Fenster und bessere Heizungseinrichtungen, so daß man hier die günstigsten Lebensbedingungen für die Pflanzen vermuten sollte. Den Reichen fehlt aber oft die wirkliche Liebe zu ihren Blumen, sie sehen in der Blume am Fenster, in den Fischen im Aquarium, im gelben Sänger im Käfig nur Dekorationsstücke zur weiteren Ausstattung ihrer Wohnräume, für die ihnen oft jedes tiefere Interesse fehlt. So kommt es denn, daß die Blume bald vertrocknet, oder auch erfaßt, der Goldfisch nach kurzer Zeit auf dem Rücken liegt und, da

er nicht erstickt sein kann, muß ihm wohl was anderes passiert sein. Der gelbe Säger verliert die Stimme und segnet auch bald das Zeitliche, während in der bescheidenen Wohnung des Arbeiters und Handwerkers die Pflanze grünt und blüht, der Vogel singt und der Fisch munter im nassem Element herumplätschert. Dort steht man diesen Geschöpfen verständnislos gegenüber, hier werden sie als Mitglieder der Familie betrachtet und in liebevoller Weise betreut. Am schlechtesten geht es der Zimmerblume im Winter in den Kellerwohnungen, wo sie im Dämmerlicht und jedem Sonnenstrahl entzogen nur kümmerlich dahin vegetiert. Je höher die Wohnung, je zugänglicher die wenn auch nur kleinen Fenster der Sonne, um so besser das Gedeihen der Pflanzen. Daher kommt es auch, daß wir die kleinen Fenster der Dachwohnungen so häufig von üppigem Grün umrankt sehen.

Wir müssen die Blumen jetzt vor der direkten, trockenen Ofenwärme bewahren, sie dem Fenster und damit dem Tageslicht so nahe als möglich bringen, ruhig an dem einmal gegebenen Standorte belassen, gegen kalte Außenluft und starke Temperaturschwankungen schützen und dem nun verlangsamten und stockenden Wachstum entsprechend wenig gießen. Dabei ist aber zu beachten, daß die wintergrünen Zimmerpflanzen auch im Winter einen gewissen Durst zu befriedigen haben, da die trockene Zimmerluft den Blättern ständig Wasser entzieht, das ihnen durch die Wurzeln ersetzt werden muß. Das Gießen soll aber im Winter mit Vorsicht ausgeführt werden und stets nur unter Verwendung von abgestandener oder besser noch erwärmtem Wasser geschehen. Das Gießen mit kaltem, der Leitung frisch entnommenem Wasser ruft Wurzelkälte hervor, in deren Verlauf die feinen Saugwurzeln absterben und in Fäulnis übergehen, was bald den Tod der Pflanze zur Folge haben muß.

Max Hessdörffer.

## Kleines feuilleton.

— Das Vorking-Denkmal im Tiergarten. . . Das Fest der Denkmalsenthüllung war glücklich vorbei. Mit Bannern und Fahnen waren sie dahergezogen, wie zur Königsparade. Wächstopp an Wächstopp strahlte dichtgedrängt in herblichem Sonnenschein. Liedertafel, Krieger, Stat- und Regler-Klubisten, patriotische Vaterlandsbündler, Schornsteinfeger- und Schützengilden, Reporter und sonstige Sporler: sie alle, alle hatten das ausgemünzte Blechgold ihrer gesangenen und trinfrohen Reden am Sockel niedergelegt. Reden und Hülte wurden geschwungen. Dann war die kunterbunte Korona marschmäßig, die Hände an der Hofenmaht, mit wehenden Wimpeln und flatternden Fräschhöhen wieder stadteinwärts gezogen.

Einige zur Feier „befohlene“ Baderlegzellen in ordnenbesäten Habit des berühmten Hauptmanns von Köpenick, nebst zahlreichen Hofmusikanten und sonstigen Würdenträgern hatten indigniert und naserümpfend zur Seite gestanden. Nun bildeten sie einen Kreis: die Köpfe vornübergebeugt, auf dem Rücken ihre von weißen Glacés belederten Aristokratenhände. Es wurde „Kritik“ gehalten. Ein allgemeines Murren und Mauseheln begann.

„Sagen Sie, mein verehrter Herr Generalintendant, was hatte das zivile Proletenpad hier zu tun? Ich denke, es handelte sich um eine spezielle höfische Angelegenheit.“

„Ganz gewiß, Erzellenz, aber —“

„Es hätten unter allen Umständen strengere Maßregeln zur hermetischen Absperrung getroffen werden müssen.“

„Erzellenz haben doch die Schutzmannsposten zu Denkmals Seiten gesehen? Erste Uniformgarnitur versteht sich.“

„Allerdings mit Wohlgefallen bemerkt — — — aber noch — äh — äh — eine Frage: Professor Eberlein — äh — ist doch Hofbildhauer, nicht wahr?“

„Ganz recht.“

„Und wer ist der Kerl, den er da ausgehauen hat?“

„Das ist der Opernkomponist Albert Lorking.“

„Lork-zing. Lork-zing — — Ach ja, ich besinne mich eben. Ist aber doch 'n oller Komödiant gewesen. Kommt mir pyramidal plebejisch vor. Nicht mal Soldat — und 'n Marmor Denkmal, das versteht ich nicht.“

„Monument und Platz verdanken wir allerhöchster Machtvollkommenheit, ergo — — —“

„Ach, großartig, pyramidal! Selbstverständlich. Selbstverständlich.“

Alle drückten sich unter ehrfürchtiger Verbeugung die Hände und verabschiedeten sich. Nur der Schutzmannsposten blieb zurück. Das Denkmal stand unter polizeilichem Schutz und Schirm und die Menge durfte es sich außerhalb respektiver Grenzen betrachten. Erst die eindringende Dunkelheit verjagte die letzten Gassen.

Still war's im Tiergarten, selbst die spärlich besaubten Wipfel der Bäume schwiegen. Es waltete die Ruhe der herblichlichen Nacht.

Plötzlich erscholl unsern von mir ein heftiges Niesen: „Hazi, hazi, ha—zi—i—“

Erschreckt spring ich von der Bank, wo ich gesessen, empor und blide um mich her. Kein menschlich Wesen erspäht ich. Nur auf dem Teich bei der Rousseauinsel rudern lautlos die Schwäne. Wird doch keiner dieser Göttervögel einen Schnupfen gekriegt haben — von der Kühle des in unmittelbare Nähe gerückten Marmors?

So denke ich gerade — da nies't's schon wieder: „Hazi —“

„Hazi—zi—“ — — —  
Nun hört' ich's deutlich: es kam aus der Luft, von oben her. Lorking wird doch nicht — — —!

Aber da winkt mir der steife Marmormann schon mit dem Bleistift in der rechten Hand, während er die Notenblätter in der linken als Schnupflüchlein zusammengeballt vor die Nase gepreßt hat.

Unverzüglich beuge ich mich dicht vor das Postament.

„Ist kein Blauer da?“ fragt er, sich niederbückend, leise.

„Augenblicklich nicht. Scheint ausgetreten zu sein.“

„Et is also reene Luft. Endlich! endlich! Zotteden, war das 'ne Anstrengung for mich!“

„Bobon denn?“

„Von de velle Bligableiter und Piepßögel heite, wie se mir enthüllt haben. Und ick mittenmang als Ziviliste.“

„Denken Sie nur, verehrter Meister, die Ehre!“

„Wat sagen Sie — Ehre? Ich huste druff!“

Ganz blass darüber, nehm' ich „Die Post“ aus der Tasche und lese ihm, so gut das bei einem entflammten Zündholz möglich ist, einiges vor: „Zmungen mit ihren Bannern — klingendes Spiel — alle Schichten des Volkes vom Herrscher — — —“

„Hören Sie uff!“

— „Sein hohes Interesse erstreckte sich bis auf die Ausgestaltung des Kunstwerks!“ — — —

„Hazi—i—“

„Und dann, liebster Meister — Sie sind der Siebenundvierzigste im Tiergarten.“

„Hazi—i—“

„Unter so vielen gekrönten Häuptern —“

„Hazi—i—zi—zi—il — So, nu kann ich wieder uffatmen! Ne, war det 'n Klimbin! Schon von Anno dazumal hab id de Nase voll. Erst die hundertste Geburtsfeier; dann, seitdem id fünfzig Jahre tot bin. Ueberall ha'm se mir zu Ehren jerummelt, jedentäflert, jedentmäler. Aberst nu — — — nee, id danke!“

Er lachte, lachte aus vollem Halse. Geradezu staatsgefährlich. Ich bedeutete ihm, nicht allzu vorlaut zu sein.

„Ach so — — — der Blaue“ — — —

„Nein, noch nicht. Bitte weiter! Aber ein bißchen leiser; denn hier haben die Gebüsch Ohren.“

„Se meenen woll, die anderen Marmor Kollegen? Zotte, Zotte, in wat vor 'n scheene Zegend bin id da jeraten! Ich fürchte, de berühmte Wonnejans kann 'n stärksten Mann umbringen. Und id bin nie nich'n Hercules gewesen. Mir konnten se det Vaterunser durch de Bäden pusten. Nu aberst steh id da mit u f f g e b l a s e n e n . . . Justab, Justab, wat haste aus mir jemaecht!“

„Sie meinen doch Professor Gustav Eberlein, der Sie geschaffen?“

„So is et. Sehen Sie mir in meine Geschwellenheit. Uffgeplusterte Bäden. Und wat id for 'ne krampfhaft jespammte Blafache zeije — et is zum Weitaussejeln. Wenn Justab det jeahnt hätte!“

„Was denn?“

„Als oller Hoffinsler hat er's ja jut gemeint. Wat sollten die von de höhern Regionen ooch erfahren tun, dat id in mein'm Leben 'n Bigemmer, 'n hungernder Proletarier, kurz und jut: 'n waterlandsloser Jefeße gewesen! Und da hat ma Justab 'n jut jenährtet Aussehen jegeben. Hätt er bloß 'n Zasschimmer von Ahnung jehabt, dat id niesen muß! Aberst 'ne Anstrengung is et: die velle Hofschranzen um mich sehen, und nich lachen dürfen von wejen de Majestätsbeleidigungsparagraphen . . .“

„Denken Sie liebster Meister; das ganze Volk vom Herrscher bis — — —“

„Det is et ja eben. Im Volke fühle id mir heimisch; aberst nich mittenmang de velle Masse von Erz- und Steinmetz in die Umjend. Und die velle Uniformmetz von heite, wo se ma enthüllt haben. Da kriegte id 'n ganz jewaltigen Schnupfen druff — wat meinen Sie, wat det for 'ne Qual is, nich niesen zu dürfen? Aberst wartet, wenn Ihr Euch dünne gemacht haben tut, dann werd' ich euch gründlich wat — niesen. Hazi —“

„Mich wundert Ihr Schnupfen in so hohen Regionen.“

„Gaha! Dort holt 'n ehrlicher Kerl sich immer'n Schnupfen.“

„Aber der Klinkler hat Ihnen doch einen langen warmgefütterten Rod angezogen?“

„Ach und wat for eenen! Dreimal intwickeln kann id mir. Et is 'n reener Familienrod. Und dat soll id find? Mit dem Bleistift in der eenen Hand, mit det Notenpapier in der andern? Ne, is nich! Hätt' ma Justab lieber 'ne Priestabatsdose jegeben! Und so soll id komponiert hab'n? Wie 'n Jongleur oder wie 'n Balletthupfer? Hazi, hazi—zi—il — Sagen Se, hab' id mir vielleicht in Leben als Klorttiane verjangen? 'n fleißiger Familienvater war id uff alle Fälle, aberst“ — — —

„Wieo denn?“

„Von wejen die Putten am Sockel.“

„Sie meinen, die Kinderchen dort, die als Gestalten Ihrer Opern gedacht sind?“

„So'n Schmidschnad aus'm Barock. Die nackten Dinger tun mer leid. Wat id an Rod zu velle, ha'm se an Unausprechliche zu wenig. Nich mal Babehojen hat'u Justab angezogen, aberst davor dusse Feijenblätter und Bruchbandagen. Mir friert, wenn id die jange Unseligkeit anjehn tu.“

**Ich vorlesend:** „In herrlichster Vollendung grüßt vom erhabenen Sockel das marmorne Bild —“  
 „Hahaha! Das ist nich uff'n Rücken falle und ma de Nase zerschläge!“  
 „Ein großartiges Kunstwerk!“ echot die gouvovernmentale Presse.  
 „Wir wollen auch einmal die Lebenden sein und dem Genius opfern“ —

„Die „Lebenden“ — Quatsch! Wer is der Lebende? Ide! Die ha'm jut, die zu tun! Dat se meine Opertn ufführen, dat id nu' ooch in jerswimm Grade „hoffähig“ jewarden bin, stimmt bis uff Gens: Se zahlen nisch. Se führen mir gratis uff. Des halb feiern se mir!“

Ich weiterlesend: „Es ist nur natürlich, daß wir uns bemühen, gerade denen, die im Leben am härtesten gerungen und ihrer Kämpfe siegreiches Ende nicht mehr erleben durften, den Zoll der Dankbarkeit desto reichlicher zu entrichten“ —

„Wat id ma davor toofel!“  
 „Ich bitte Sie: Fürstentum und unsterblicher Ruhm!“  
 „So lang' id lebe, mußte id Elend fausen und Hunger freffen. Nu pfeif id!“  
 „Und lebten Sie noch, würden Sie Hofkapellmeister werden!“  
 „Mein Pudi is ja, wie se mein'n 100. Geburtstag feierten, in't Hoftheater rinjekommen. Id hußte uff alles. Hazi—hazi—hazi—“

In diesem Moment patrouillierte ein Schuttmann vorüber.  
 „Ah, dat berühmte „Auge des Gesetzes“, raunte Voriging. Und fogleich stand er in Eberleiner Pose — setzen kann er sich leider nicht, weil der unnütze Baumstamm oder Pressstein dahinter zu hoch dazu ist — und macht ein Gesicht „wie a verbrennte Wang'n“. Niesen möcht' er wieder, lachen, lachen — und darf doch nicht. . .  
 Aber rächen wird er sich. Dann gibts ein homerisches Gelächter, wovon alle Hofkunst einen heillosen Stöckschimpfen kriegen wird. . . „Der Kellermeister.“

**Medizinisches.**

**hr. Die Bitterkrankheit, eine neue Schulkrankheit.** Erscheinungen von nervöser Reizbarkeit, welche sich durch Unaufmerksamkeit, Unfähigkeit die Gedanken zu konzentrieren und Nachlass des Gedächtnisses kund gibt, sind bei Schülern und Schülerinnen recht häufig zu beobachten. Gar oft betrifft diese nervöse Reizbarkeit auch die Muskulatur und es finden sich als häufige Schulkrankheiten die Epilepsie, Hysterie und der Weisitzanz, welche Krankheiten infolge des bei den Kindern herrschenden Nachahmungstriebes leicht von einem Kinde auf das andere übertragen werden. Ein Kind sieht seinen Nachbar die Bewegungen machen, es ahmt sie nach, zuerst freiwillig, es wiederholt sie alsdann so lange, bis die Bewegungen sich unwillkürlich einstellen. So entstehen die bekannten Schulepidemien. In dieser Weise ist auch die in den Reifener Schulen auftretende Bitterkrankheit zu erklären. Bei Kindern von 9—13 Jahren, meist Mädchen, entsteht nach vorausgegangenem nervöser Unruhe ein leises Zittern der rechten Hand, sie wird hin und her geschüttelt, das Zittern geht dann auf den Unterarm über und ergreift oft auch die linke Hand. Der Anfall dauert einige Minuten bis eine halbe Stunde; er tritt meist am Tage, mitunter aber auch Nachts auf. Die Krankheit kann sich wochen- bis monatelang hinziehen. Dr. Schütte hält dieses Leiden für eine echte Schulkrankheit, die auf den Schulbesuch und das stundenlange Zusammenhocken zurückzuführen sei und er sieht die Ursache in den zahlreichen Schädigungen, welche der Schulbetrieb dem zarten Nervensystem der Schüler zufügt. Er rechnet dazu das frühe Aufstehen, das Fasten und Jagen, um rechtzeitig zur Schule zu sein, die Schulsorgen, die manchmal so gesteigert sind, daß die Kinder oft nur mit Zittern und Jagen in die Schule gehen, die Furcht vor der Strenge des Lehrers und vor zu erwartenden Strafen. Derartig kranke Kinder müssen natürlich vom Schulbesuch ausgeschlossen und ärztlicher Behandlung zugeführt werden.

**Hygienisches.**

**t. Das Ausatmen des Tabakqualms durch die Nase** ist eine Angewohnheit, die zwar, wie einige Raucher behaupten, erst den vollen Genuß des Tabakbustes vermittelt, unter Umständen aber recht unangenehme Folgen haben kann. Abgesehen davon, daß die Aufnahmefläche für Nikotin durch den Umweg durch die Nase vergrößert wird und somit eine erhöhte Möglichkeit für seine ungünstige Einwirkung auf das Nervensystem und das Herz vorliegt, kann diese Gewohnheit zur Verbreitung ansteckender Krankheiten beitragen. Man weiß schon lange, daß die Luft durch die Nase gleichsam filtriert wird, so daß eine Menge von Kleinlebewesen und sonstigen Bestandteilen des Staubes nicht in die Luftröhre gelangen. Dieser Vorgang der Filtration wird einerseits durch die feuchte Auskleidung der Nasenhöhle ermöglicht. Auf den zwischen den Augen und der Nase bestehenden Verbindungswegen werden auch alle Ablagerungen der Bindehaut mit der Tränenflüssigkeit in die Nase geleitet, so daß man ohne weiteres behaupten kann, daß die Nase unter Umständen eine große Menge von Krankheitsstoffen beherbergt. Wird nun der Rauch durch die Nase ausgeatmet, so befreit er eben diese Ablagerungsplätze und teilt die Staubteilchen usw. der Außenluft mit. Sind Infektionskeime vorhanden, so werden auch sie nach außen befördert. Einen schlagenden Beweis dafür liefert ein im Lancet erwähnter Fall von Heufieberüber-

tragung, der sich im Staate Ohio ereignet hat. Eine Person, die zeitweise an Heufieber litt, übertrug diese Krankheit auf alle Leute, deren Haus sie betrat. Schon allein ihre Gegenwart genügte, um Erkrankungen hervorzurufen, und es stellte sich schließlich heraus, daß die Übertragung höchstwahrscheinlich durch den Tabakrauch stattfand, den sie durch die Nase auszustößen pflegte.

**Aus der Pflanzenwelt.**

**Die Lebensdauer von Samen.** Es wurde bekanntlich behauptet, schreibt „Die Umschau“, daß Weizen aus ägyptischen Königsgräbern, in frische Erde gebracht, noch aufgegangen sei, daß er seine Keimkraft über 3000 Jahre bewahrt habe. Das Resultat dieser Versuche begegnete berechtigtem Zweifel. Zuerst hat Alphonse de Candolle im Jahre 1846 Versuche über die Lebensdauer von Samen ausgeführt. Er säete 368 Samenarten, die er selbst gesammelt und in Säcken, in denen sie vor Feuchtigkeit und Licht geschützt waren, 14 Jahre lang aufbewahrt hatte. Es ergab sich, daß von 368 Arten nur 17 ihre Keimfähigkeit (in sehr abgeschwächtem Grade) bewahrt hatten.

Nun hat neuerdings Paul Decquerel Versuche mit Samen von 550 Arten angestellt; diese gehörten zu 30 der wichtigsten Familien und das Alter der Samen betrug zwischen 25 und 135 Jahren. Die Samen jeder Art, im allgemeinen mindestens 10, wurden sorgfältig in sterilisiertem Wasser abgewaschen und dann, falls ihre Schale zu undurchlässig schien, teilweise entindet. Sodann wurden sie auf feuchter Watte in einer Schale, die mit einer Glasplatte bedeckt war, bei 28 Grad zum Keimen angelegt. Unter diesen Umständen keimten von 90 Hülsenfrüchten 18 Arten, und unter diesen hatten die Samen von zwei Arten ihre Keimkraft länger als achzig Jahre bewahrt.

Unter den Pflanzen, die nicht aufgingen und deren Samen 30 bis 60 Jahre alt waren, befinden sich eine ganze Reihe solcher, die nach den Angaben verschiedener Forscher viele Jahre und selbst Jahrhunderte lang im Erdboden ihre Kraft bewahren können. Decquerel hält dies um so weniger für möglich, als die in Säcken aufbewahrten alten Samen der betreffenden Arten vor den schädlichen Einflüssen des Lichtes, des Wassers, der Kälte und der Schimmelpilze bewahrt waren, was nicht oft in der Natur geschieht.

Die Erhaltung der Keimkraft bei den anderen Samen erklärt sich nach ihm daraus, daß nur diese eine dicke Samenschale haben und wenig oxydierbare Reservestoffe enthalten. Dank der Undurchlässigkeit der Samenschale hat der Gasaustausch zwischen diesen Samen und der Atmosphäre zum Teil über 80 Jahre lang fast völlig geruht.

**Notizen.**

— Im Kunstsalon Paul Cassierer, Viktoriast. 35, ist eine Kollektion alter Silber sowie eine Anzahl Silber von Walter Reiskow neu ausgestellt. Max Liebermann ist ebenfalls mit einigen neuen Werken vertreten. —

— Ein neues Kunstgewerbemuseum wurde in Düsseldorf eingeweiht. —

— Sven Hedin, der kühne Afrikaner, dem die englische Regierung verboten hatte, von Indien aus Tibet zu betreten, wird nunmehr seinen Weg in das verbotene Land von chinesisch Turkestan aus nehmen. —

— Angeländigte Uraufführungen: „Der Spruch der Schlange“ von Walter Friedemann in Basel, „Romanstoffe“ von Eugen Robert im Intimen Theater zu Nürnberg, „Phryne“ von Clement Berg in den Vereinigten Theatern zu Breslau. —

— „Die Spottvogelwirtin“, eine Wiener Komödie von Rudolf Dörfleiner, hatte dank einer Soubrettenrolle der Niese im Wiener Raimund-Theater einen fremdlichen Erfolg. —

— „Der Wiberpelz“ wird Hoftheaterfähig. Im Wiener Burgtheater soll demnächst Hauptmanns lustige Diebeskomödie aufgeführt werden. Bei uns getraute sich noch keine Hofbühne daran. —

— Akademien sind sich überall gleich. Die französische Akademie der schönen Künste wählte nach 18 Wahlgängen den Maler Gabriel Ferrier zum Mitgliede. Dieser konventionelle Maler repräsentiert trotz seiner Preise und Titel in nichts die lebende und nach neuem ringende Kunst. —

— Das Grabmal Mistral's. Frédéric Mistral, der provençalische Dichter, läßt sich sein eigenes Grab erbauen. Er wünscht, daß die Stätte, die einst seinen Leichnam aufnehmen soll, mit seinem Wesen vollkommen harmoniert. Dem entspricht denn auch die Gestaltung des Grabmals oder vielmehr des Mausoleums, denn das Kunstwerk trägt durchaus architektonischen Charakter. Es ist das getreue Nachbild eines Pavillons, den man in den malerischen Ruinen von Les Baux noch wohl erhalten sieht, in dem einst die provençalischen Prinzeßinnen ihre Liebeshöfe abhielten. Ein fünfeckiger Bau mit fünf Toren ist oben mit einem von zierlichen Arabesken überdeckten Fries bekleidet und das Ganze wird von einer Stoppel überdacht. —